

# theologia germanica



Der Schrift

***theologia germanica***

aus dem

***15. Jahrhundert***

mit einem Geleitwort von

***Martin Luther***

*möchten wir eine „Einleitung“ vorausschicken, die man als reformatorische Kampfschrift einstufen muß.*

*Um die letzte Jahrhundertwende geschrieben, ist sie von einer gewaltigen, inneren Stoßkraft angetrieben, die der Verfasser, Herman Büttner, aus der wiederentdeckten „theologia germanica“ gewann. Die bescheiden „Einleitung“ genannte Würdigung leistet zusätzlich für den Leser eine Aufklärung über die religiöse Situation in den deutschen Landen, in die die „theologia germanica“ hineinschlug und selbst Luther zwang, oder besser, sogar hinriß, seine Befürwortung, ja seine Zustimmung klar auszusprechen. Erst diese „Einleitung“ des Verfassers aber ermöglicht es dem Leser, das volle Verständnis für die beiliegende Schrift zu gewinnen, die zur religiösen Wende in der Umbruchzeit wesentlich beitrug.*

*Noch ein Wort für den heutigen Leser: Diese „Einleitung“ ist nun auch schon mehr als 70 Jahre alt. Seither haben die uns begleitenden Kirchenlehren eine weitere Entwicklung durchgemacht und ihre Auslegungen sind von neuen Auffassungen geprägt. Der aufmerksame Leser wird sich fragen: Wo ist das Bleibende in der laufenden Entwicklung, das als religiöse Wahrheit sich herauskristallisieren wird? Vielleicht spürt der Leser aus beiden Texten das gleichbleibende Ewige, das diese Streiter ahnungsvoll vor Mißdeutungen zu retten versuchten.*

Herman Büttner schreibt über die „theologia germanica“ (auszugsweise):

Die Religion ist wieder im Fluß, alte Epochen eilen unaufhaltsam ihrem Ende zu, ihrer Zeiten gerüttelt Maß ist voll: eine neue Gottheit, scheint es, will uns ihr Angesicht enthüllen. Fremd muten den befangenen Sinn ihre Rätselzüge an. Aber fremd nur darum, weil wir uns selber entfremdet sind. Schon einmal, in der Väter Tagen, hat ihr Auge uns angeblickt, schon einmal hat sie darum gerungen, in unserm Stamme sich eigenste Wirklichkeit zu geben. Fremde Gewalten haben selbst die Erinnerung daran uns ausgetrieben.

Daß wir eine Religion, die unserer Art entspräche, nicht haben, darüber herrscht unter den Ernstzunehmenden bald nur eine Stimme; davon aber wissen die wenigsten: daß wir sie schon einmal besessen haben. Das vierzehnte Jahrhundert ist die letzte Quellzeit germanischer Religion gewesen. Damals zuerst erhob aus dem überlieferten Christentum heraus die neue Gottheit ihr Haupt. Damals sind Grundlagen gelegt worden, auf denen heute, nach jahrhundertelanger Unterbrechung, fortgebaut werden muß.

Auf dem so bereiteten Boden steht Luther – und Loyola. Luther wider sein Wissen und Wollen: das Werk gelang so deutsch nicht wie der Mann. Die Glut, die soviel hemmendes Außenwerk wegfraß, war nicht stark genug, auch den Gott mit einzuschmelzen, und so hat Luther, als ein anderer Karl der Große, uns doch nur das Gegenstück zu dem ‚Heiligen römischen Reich deutscher Nation‘ gebracht: eine jüdische Frömmigkeit deutscher Zunge. Die Kultur der germanischen Völker hat seine Tat unvergleichlich gefördert, weil er ihre gebundenen Innenkräfte aus der Umschnürung durch eine nunmehr übergewaltige Fremdkirche frei gemacht hat: die religiösen Kräfte dagegen, die der einzige Mann in sein Werk hinein hat geben können, sind längst erschöpft, und die Sache versandet nun in Historie und erbaulicher Psychologie.

Nur auf dem Boden der geschichtlichen Zusammenhänge ist ein Fortgang möglich. Gewiß! Nur soll man sie dann auch im großen sehen. Um vorwärts zu kommen, müssen wir hinter Luther zu neuem Anlauf zurückgehen und von eben der Stelle, auf der auch Luther zu fußen versuchte, den Sprung von neuem wagen.

Das erste Erfordernis freilich wäre, daß wir das Erbe aus der Väter Tagen zu eigen nehmen, unserer großen religiösen Vergangenheit uns überhaupt erst wieder bewußt werden. Sie ist noch immer wie verschüttet unter allem dem, was danach gekommen ist. Zertrümmert und entstellt liegen ihre Schöpfungen im Staube, in einem Zustande der Verwahrlosung, an den zu glauben man sich fast scheut. Das wäre wohl das Nötigste, was wir Deutsche auszugraben hätten: unsere eigene Vergangenheit, die Pfeiler unserer Zukunft.

Ein Dokument dieser schöpferischen Frühzeit, bezeichnend für sie in seinem Inhalt, bezeichnend für die Folgezeit in seinen Schicksalen, sei hier – zum ersten Mal in seiner ursprünglichen Gestalt – einer willigen Aneignung dargeboten: das Büchlein vom vollkommenen Leben. In aller Anspruchslosigkeit eine der reifsten und gedrungeusten Verlautbarungen germanischer Innerlichkeit. Und zudem heute erstaunlich an der Zeit: in seine Fragen beginnen wir eben wieder hineinzuwachsen, die innern Nöte, die es hervorgetrieben haben, sind unsre eigenen.

Ein Einsamer, der mitten darin steht in den Wirren gärender Entwicklung und kühn vorgreifender Neuerung, zeichnet hier, sich selber und anderen zur Steuer, die Grundlinien des rechten Lebens. Wie er sie auslaufen sieht aus dem Quellpunkte der alles durchwesenden Gottheit, die er als Wesensbesitz im eigenen Herzen hegt: Er entfaltet voll Kraft und Einsicht das Ethos des neuen Gottesgefühls. Kaum je, wofern man nur den Fragen auf den Grund geht, ist die religiöse Lage einer Zeit der unsern ähnlicher gewesen. Es stehen sich, nur in anderer Massenverteilung, dieselben Kräfte gegenüber wie heut:

Einmal die alteingesessene Fremdgötterei des christlich aufgemachten Jehova, die in der Kirche immer wieder die Oberhand behalten hat: Gott und Welt stehen sich wesensfremd gegenüber, Knechtsgefühle und Knechtsgesinnung ziemen der „Kreatur“ im Verhältnis zu Gott, ihrem „Herrn und Schöpfer“; nur durch besondere Gnadenakte und übernatürliche Veranstaltungen kann die Kluft gelegentlich überbrückt werden: sakramentale Magie, inspirierte Lehre, asketische Moral gehören diesem dualistischen Spiritualismus wesentlich zu. Der Protestantismus hat einige Äußerungsformen dieses Prinzips, nicht dieses selber beseitigt. – Wider diese, als Vertretung der natürlichen Tendenzen, ein nur physischer Pantheismus, der je nach dem Vorherrschen des objektiven oder des subjektiven Moments, je nach überwiegend lyrischer oder epischer Veranlagung seiner Bekenner, entweder als kern- und tatlose Allverflossenheit dahinzuleben sich begnügt, oder aber keck sich aufzutut als Vergötterung der eigenen eingebrachten Natürlichkeit, als die wiedergeburtlose Ichreligion des Übermenschentums. – Zwischen beiden im Gedränge die mühevoll ins Lichte ringende Gottheit, die germanischem Wesen noch immer als eigenste Verklärung sich vor die Seele gestellt hat: damals wie je nicht zu finden im Geschrei und den großen Gesten des Marktes, sondern an heimlichen Stätten als stille Herdglut freier und ernster Herzen.

Ihr Vorschub zu leisten war die Aufgabe unseres Büchleins: der furchtbare Untergang der „deutschen Ketzerei“ hat ihm alsbald jede Wirksamkeit benommen. In den Text unsres Buches hinein hat ihr Fall seine Geschichte geschrieben: nur in entstellter Gestalt, in jehovistischer Überarbeitung, oder als harmloses Fragment, dem man die Giftzähne seiner gottmenschlichen Gnosis ausgebrochen hatte, vermochte es sich hindurch zu retten. – Auch so noch erwies es, als seine Stunde schlug, sich fähig, Geschichte zu machen.

Das Buch hat an der Wiege der Reformation gestanden. Es war ein folgenreicher Augenblick in Luthers Leben und damit in unsrer Geschichte, als das Büchlein im Jahre 1510 ihm in die Hände fiel. Ein Auszug vorerst, bald darnach das Ganze – in überarbeiteter Gestalt: die Vorsehung sorgte für die verträglichen Dosen. Auch so: Luther ward daran zum „Narren“: es gab ihm, der noch „ersoffen war in des Pappes Lehre“, ein neues Selbstgefühl. Von da ab erst gibt es den Luther, der der Geschichte angehört. Er rechnet selber das Buch unter die entscheidenden Ereignisse seines Lebens; neben Paulus und Augustinus tritt als letzter und Ausschlaggebender der stille Frankfurter Gottesmann: „Und daß ich nach meinem alten Narren rühme, ist mir nächst der Biblien und St. Augustinus nit vorkommen ein Buch, daraus ich mehr erlernt hab und noch lernen will, was Gott, Christus, Mensch und alle Dinge seien.“ Dieses Buch wies dem ungeschicklichen die Bahn, darin er zu laufen hatte; es gab ihm den Durchblick in seinen inneren Wirren, und gab ihm das Entscheidende: den Rückhalt an einer deutschen Vergangenheit! Aus einem verzweifelnden Schwimmer auf dunklem Meere war über Nacht ein kühner, selbstgewisser Mann geworden, einer, der sich auf den sichern Fels seines Volkstums gestellt weiß. Denn so wenig wie die meisten seiner Zeitgenossen hatte Luther gewußt, daß es schon einmal auf dem Boden des Christentums germanische Religion eigener Art und Wesens gegeben hatte; so gründlich hatte Rom inzwischen aufgeräumt. Mit der Freude des Schatzfinders kann er nun der hebräischen, griechischen, lateinischen Gotteslehre eine deutsche entgegenhalten, die sich vor ihren älteren Schwestern wahrlich nicht zu verstecken brauche: Der Stolz des Volksgenossen spricht aus dem Titel, mit dem er das Büchlein beim zweiten Mal ausgehen läßt: „Eine deutsche Theologie“. Und zuversichtlich schreibt er ihm vor: „Gott geb, daß dieser Büchlein mehr an den Tag kommen, so werden wir finden, daß die deutschen Theologen ohne Zweifel die besten Theologen sind!“

Dieser Anschluß erst an die deutschen Gotteslehrer, an die Männer aus der Quellzeit deutscher Religion, gab Luthern die Durchschlagskraft: Zwischen die beiden Vorreden fällt der Anschlag der Thesen.

Auch die nächste Zeit steht noch unter diesem Zeichen. Vier Jahre nach der ersten Bekanntschaft hält es ihn nicht länger, er muß sich endlich den Eindruck vom Halse schreiben. In der Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ gibt Luther seine Antwort auf unser Buch. Die Fragen, die er sich stellt, die Art, wie er sie angreift, selbst der sprachliche Ausdruck verraten dessen unmittelbaren Einfluß. Ein besserer Wurf ist Luthern nie gelungen, der „deutschen Mystik“ ist er nicht wieder so nah gekommen. Und doch bringt schon dieses Werk den innerlichen Unterschied an den Tag. Das Erbe der deutschen Vorzeit, nach welchem er in den Vorreden zu unserm Büchlein die Hand ausstreckt: Luther hat es nicht zu ergreifen vermocht. So voll der verwandte Klang in seinem Innern angeschlagen hatte, ihre Gedankenwelt blieb ihm verschlossen. Was das urkräftige Gemüt des Mannes erkoren hatte, sein Verstand, dem jüdische, römische und afrikanische Denkweisen sich unverwindlich eingegraben hatten, ließ es sich wieder entgleiten. Luther – das gibt seiner Schrift den Charakter – transponiert sich den Gehalt seiner Vorlage in seine judaisierende Vorstellungsweise. In Palästina, nicht mehr im eigenen Herzen, fließt der Offenbarungsquell; die deutsche Gottheit nimmt wieder die Züge Jehovas an, der aus ihrem Gefühlsschatze seine starre Jenseitigkeit mit erborgter Herzlichkeit und Innigkeit umkleidet; die Vergottung, der Akt, darin die Gottheit selber in der Seele bewußt und wirksam wird, wird ersetzt durch den „Glauben an das Wort Gottes“; eigener Wesensbesitz und grundsicheres Beruhen auf göttlicher Gegenwart weicht umständlicher Vermittlung: Gottes Wahrhaftigkeit verbürgt die Wahrheit der Schrift und die Schrift den Heilswert alter Geschehnisse. Der Luther des Luthertums meldet sich: der Prophet der

Akten Gottes, der Vater der Buchkirche.

Je breiter er dann seine neue Kirche ausbaute, je mehr er dem Bedürfnis nach handgreiflichen Formulierungen und plausiblen Vereinfachungen zu entsprechen hatte, desto mehr entfremdete er sich jener stillen Welt. Der Katechismus kennt einmal keine Geheimnisse! Unruhvoll warf seine mächtige Innerlichkeit sich fortan umher zwischen der nur fern geahnten innigen deutschen Gottheit und dem dräuenden semitischen Kirchengotte, der bald als Gott bald als Teufel mit seiner Seele Fangball spielte. Der Mann, der mit Eisentritten durch sein Zeitalter schritt, der sicher wie ein Feldherr in der Schlacht über die Gestaltung der geistigen Dinge Entscheidungen traf auf Jahrhunderte hinaus, er blieb in seinem Innern ein Zerrissener, Zerquälter, ein Verzögerer: er kämpfte in sich einen hoffnungslosen Kampf mit einem Gegner, der nie vor ihm das Visier gelüftet hat, der aber kein anderer war als eben jener Fremde, dem er die Treue des deutschen Gefolgsmanns leistete. Ein heroischer, ein tragischer Mensch, der zweier Welten Widerstreit im Herzen trug, der am Leid seines Volkes tiefer gelitten hat, als irgend ein anderer.

So mochte denn Luther von seiner ersten Liebe bald nichts mehr wissen. Eine Schlange, die er an seinem Busen genährt hatte! Kein Zweifel! vom Standpunkt des Luthertums aus hatte Luther sich mit der deutschen Theologie vergriffen: Den „Schwarmgeistern und Propheten“, in denen der alte Geist wieder gährte, hat er damit auf die Sprünge geholfen. Sie griffen das Buch auf und entfalteten es wider ihn als Panier. Und als dann Luther seine Hand von dem ungeratenen Pflegling abzog, nahmen die bösen „Wiedertäufer“ sich des verwaisten an und ließen es als Urkunde des wahren, d. h. unlutherischen Christentums in neuem Gewande wieder ausgehen. Luther schwieg seufzend; der Schutz seines Namens ist dem Buche verblieben.

Es hat dann immer von neuem Verschwörungen gegen das wortgläubige Luthertum angezettelt. Die Pie-

tisten, die Brüdergemeinden pflegen es in ihren Kreisen, alle religiöse Eigenbrödelei saugt sich daraus Nahrung. Es war recht das Brevier der Stillen im Lande. So ist das Büchlein noch in entstellter Gestalt das ehrwürdige Gefäß gewesen, in welchem der Geist der „deutschen Mystik“ dem Luthertum zum Trotz fortgereicht worden ist durch die Jahrhunderte. Wenn in Kant, in Herder, Goethe, in Fichte und Schelling unvermutet Grundgedanken jener schöpferischen Frühzeit zu neuen Bildungen aufsprießen, so danken wir's nicht zum wenigsten dem Buche des Frankfurter Gottesfreundes. – Man hat sich bisher nie so recht darüber Rechenschaft gegeben: aber es hat in Deutschland all die Zeit her neben der halbsemitischen Kirchenreligion eine geheime, „mystische“ Unterreligion gegeben. Und sie war unsere wirkliche, unsere schöpferische Religion. Alle große, erlösende Kunst, mit der wir begnadet worden sind, und die ja anders als aus religiösen Tiefen gar nicht erwachsen konnte, ist nicht aus dem Kirchbach, sondern aus jenem verborgenen Quell genährt worden, der auch in unserm Büchlein rinnt.

Von der Person des Verfassers ist nur dürftige Kunde auf uns gekommen. Sein Name ist verschollen. Darin ein rechter Gottesfreund hat er selber von dem, was an ihm der „Kreatur“ angehörte, mit seinem Werk nichts in Verbindung bringen wollen. Das wenige, was wir von seinen Lebensumständen wissen, verdanken wir der alten Vorrede, die ein „Gottesfreund“, offenbar geraume Zeit nach des Verfassers Tode, dem Buche mitgegeben hat. Den Namen verschweigt dieser wohl geflissentlich.

Ein Mitglied des Deutschen Ritterordens hat das Buch geschrieben. In Ritterbrüder und Priesterbrüder zerfielen die Deutschen Herren, die vollberechtigten Ordensglieder – je nachdem sie eine kriegerische oder eine gelehrte Ausbildung empfangen hatten; jedes erforderte einen ganzen Mann. Unser Deutschherr war „ein Priester“ und bekleidete – gegen Ende seines Lebens wohl – die

Stelle eines Kustos des Deutschherrenhauses zu Frankfurt am Main. Ein Ehrenamt, das seinem Inhaber den Rang eines Prälaten verlieh. Der äußere Besitz der Gemeinschaft war seiner Verwaltung unterstellt. Außer der theologischen muß er juristische Schulung besessen haben; aus seinem Stil spricht auch eher die ruhige Überlegsamkeit des juristischen Geschäftsmanns, als die Beweglichkeit und Andringlichkeit des berufsmäßigen Sprechers. Ritterbürtigkeit war für den Eintritt in den Orden Bedingung: wie sein Vordermann Eckehart von Hochheim entstammt auch dieser Hüter des Heiligtums dem deutschen Kriegeradel, und in enger Fühlung mit diesen Kreisen hat er sein Leben verbracht. Seine Lebenszeit kann nur aus dem Buche selbst erschlossen werden: gegen die Mitte hin des vierzehnten Jahrhunderts muß es geschrieben sein. Es ist die Zeit, da der Orden seine Tätigkeit ganz der Eroberung und Befestigung des deutschen Ostens zugewendet hat und durch die größten kriegerischen Anstrengungen den Gipfel seiner Macht erklimmt, während Deutschland von Bruderzwist und Fehden, die dem weltgeschichtlichen Kampfe zwischen kaiserlicher und päpstlicher Gewalt entspringen, zerrüttet und von verheerenden Seuchen und Nöten aller Art heimgesucht wird. Die stille Innerlichkeit unsres Büchleins ist auf dem Grunde einer harten, wildbewegten Zeit erblüht.

Die Zustände des religiösen Wesens, die in unserm Buche die Voraussetzung abgeben, sind solche, die Ludwig des Bayern Kampf mit dem Papste herauf geführt hat; die auch unter seinem Nachfolger Karl dem Vierten, dem „Pfaffenkaiser“, fortbestanden haben: bis dieser genug zu Kräften gekommen war, um dem Papste zur Ausrottung der deutschen Ketzerei den weltlichen Arm zu leihen. – Die Schrift sodann, darüber kann kein Zweifel obwalten, steht unter der unmittelbaren, wenn auch nicht persönlichen Nachwirkung Meister Eckeharts.

Meister Eckehart hat dem vierzehnten Jahrhundert das Angesicht gegeben. Der kraftvollsten Verdichter

und ‚Neutöner‘ einer, den das Christentum erlebt hat: im positiven Gehalt seiner Religiosität der erste moderne und – der erste deutsche Mensch. Eckehart trifft aus der lastenden Masse des mittelalterlichen Erbes die maßgebende Auslese des religiös Erheblichen, und schafft damit in den Seelen Raum für neue Nöte und neue Überwindungen; er bestimmt mit seinen Problemen und seinen persönlichen Lösungen das Fühlen und Denken der Folgezeit und bringt in sie die lebendige Unruhe, die zu neuer Setzung und Gegensetzung forttreibt; seine Sprachgewalt zuerst löst dem religiösen Sinnen und Sehnen der Germanen wieder die Zunge: zwei Menschenalter lang redet alles, was vorwärts trachtet, die Sprache Eckeharts. In die durch ihn geschaffene Situation tritt unser Schriftsteller hinein und nimmt am entscheidenden Punkte die Arbeit des Meisters auf: an der Seite Taulers und Ruysbroecks ist des Deutschherrn geschichtlicher Platz.

Daß es bei der sogenannten deutschen Mystik sich um eine neue Phase der Religion handelte, darüber lasse, wer es sonst nicht glauben mag, sich durch den Papst belehren. Blieb auch die Bulle, mit der dieser 1329, zwei Jahre nach dem Tode des Meisters, dem fressenden Schaden zu wehren suchte, zunächst ohne einschneidende Wirkung: das Daseinsrecht innerhalb der Kirche war jedenfalls damit der neuen Frömmigkeit förmlich abgesprochen, die Gottesfreunde, wenn sie die alte Heimstatt nicht verlassen wollten, hatten sich fortan mit einem Platz im Winkel zu bescheiden. Ein Menschenalter fast noch blieb dem eckehartischen Geiste Frist, sich im wesentlichen unbehelligt auszuwirken. In den fünfziger Jahren beginnt die jehovistische Gegenreformation sich vorzubereiten: 1309, um das abschließende Jahr zu nennen, erscheinen die großen Ketzererlasse Karls des Vierten, die den völligen Untergang der neuen Religiosität in die Wege leiten. Vorher muß unser Buch geschrieben sein. Jetzt wurde die Bulle gegen Eckehart neu in Kraft gesetzt – und auf alles ausgedehnt, was auf ihm fußte. Die deutschen Erbauungsbücher samt und



sonders wurden eingezogen und verbrannt; nach jenem verhängnisvollen Jahre ist kein selbständiges Werk dieser Art mehr in Deutschland geschrieben worden. Die gesamte Literatur jener großen religiösen Bewegung, eine der Großtaten des germanischen Geistes, eine Höhe deutscher Prosa, die in ihrer Art nie überboten worden ist, sie ist damals durch Rom und seine deutschen Helfer systematisch vernichtet worden. Was dem ersten Vertilgungseifer ent-schlüpft war, mußte fortan entweder in sichern Verstecken modern, oder sich, wie unser Buch, eine Überarbeitung im Sinne der neu aufgerichteten Kirchenfrömmigkeit gefallen lassen. Die verwahrlosten Trümmer dieser Literatur nen-nen wir heute „die deutschen Mystiker“.

Johann XXII. konnte der aufstrebenden deutschen Religion keinen bessern und dem Kirchtum keinen schlechtern Dienst erweisen, als daß er, um seinen poli-tischen Gegner zur Botmäßigkeit zu zwingen, zu dem so modernen und aufgeklärten Kampfmittel eines Massen-streiks der Geistlichkeit griff – in der politischen Technik ist Rom immer seiner Zeit voraus gewesen. Er verhängte über die kaisertreuen Gebiete das Interdikt: Vom festen Tage an war im ganzen Lande der Kirchenbetrieb abgestellt, keine Glocke wurde mehr gezogen, die Predigt schwieg, die Sak-ramente wurden nicht gereicht, die Sterbenden, das schien der von Höllenangst verschüchterten Zeit das Furchtbarste, mußten ohne letzte Ölung von hinnen fahren. Der Ein-druck war ungeheuer, das Volk, völlig fassungslos, schrie zu seinen weltlichen und geistlichen Leitern, es doch nicht zu grunde gehen zu lassen. Die Bischöfe, die wohl erkannten, was auf dem Spiele stand, gingen schließlich den Papst ernstlich und feierlich an, doch ein Ende zu ma-chen. Vergebens, der Papst blieb halsstarrig. Nun aber riß dem Volke die Geduld, die Herde wurde aufsässig gegen ihre verräterischen Hirten. Ein grimmiger Haß gegen sie loderte auf: die Gleichnisse vom Räuber, der sich in den Schafstall Christi eingeschlichen, von den Krämern und

Wechslern, die aus dem Tempel gejagt werden müßten, wurden der Geistlichkeit täglich an den Kopf geworfen. Ein Teil von ihnen, voran die Zugewandten der gottesfreundli-chen Richtung, sagte dem Papste auf und machte mit dem Volke gemeinsame Sache, die andern sahen sich gezwungen, vor der öffentlichen Verachtung vom Orte zu weichen und wan-derten in die papstgetreuen Bezirke ab. Die Kirchen und Klöster verödeten. Statt dessen begann allenthalben die Selbsthilfe der Laien sich zu organisieren. Anbetung im Geiste hatte die neue Richtung von Anfang an auf ihre Fahne geschrieben: Jetzt hatte der Papst selber den Deutschen diese Losung aufgezwungen. Neue Mächte breiteten auf dem freigewordenen Boden alsbald sich aus. Man kann sie in drei Gruppen teilen: die Sekten; die Reformpartei eckehartischer Richtung; und die ‚freien Geister‘.

Nun, da sie endlich Luft und Sonne hatten, schos-sen die religiösen Sondergenossenschaften, die der Druck der herrschenden Kirche solange niedergehalten hatte, rasch ins Kraut. Der Kaiser nahm sie unter seinen beson-deren Schutz: soweit sein Einfluß reichte, herrschte volle Religionsfreiheit in Deutschland; er selber bekannte sich öffentlich zur „Lehre der Begarden“ – wofür man auch sa-gen kann, zur Lehre Eckeharts. Je schärfer die Sektierer die Kirche befehdeten, desto willkommener waren sie ihm als Bundesgenossen. Auch die milde Sekte der Waldenser gewinnt damals, in mannigfachen Formen der Anpassung, neue Verbreitung. – Von der Bedeutung der Waldenserge-meinden für die schöpferische Arbeit der Zeit hat man sich übertriebene Vorstellungen gemacht: man hat Männer wie Eckehart und Tauler aus ihnen herleiten, für eine waldensi-sche Erbauungsschrift, gar eine lose Sammlung geistlicher Vorträge, auch unser Buch ausgeben wollen.

Bis zur Ununterscheidbarkeit haben in dieser Zeit sich die Waldenserorganisationen der Reformpartei innerhalb der Kirche angenähert. Diese ist es, die in dem Rin-gen um die Religion die Kerntruppen und die Führer stellt.

Nicht nur die jungen Talente des Dominikanerordens, auch Mitglieder anderer Orden hatten in Straßburg und vollends in Köln sich um Meister Eckehart, Deutschlands berühmtesten Lehrer, geschart. Zu ihnen gesellen sich solche, die aus seinen Schriften ihre entscheidenden Anregungen geschöpft haben. Insgesamt eine Schar wissenschaftlich geschulter Männer, die den eckehartischen Geist als ihren eigenen hegen und, ein jeder in seiner Weise, den Anforderungen der Zeit in Wort und Schrift gerecht zu werden suchen. Laien treten ihnen zur Seite und gewinnen kraft angeborener religiöser Gaben weitgebreiteten Anhang. Auch sie greifen zur Feder und verfassen Sendschreiben und Erbauungsschriften.

Die Kirche hatte nur dem Manne das Wort verstattet, die Frau war in allem, was die Religion anging, zur Hörigkeit verurteilt: hinter der religiösen Bewegung des vierzehnten Jahrhunderts steht von Anfang an auch die Gemütskraft der zur Selbständigkeit erwachten Frau. Auch dies ein Sieg germanischer Art über „christliches“ Fremdwesen. Hatten die Kirchenlehrer doch in Zweifel gezogen, ob die Frau eine Seele habe. Wieder wie in vorchristlicher Zeit wird nun dem Weibe als einem Hort und Quell ursprünglicher Offenbarung Verehrung gezollt: wir wissen von Frauen, zu denen man wie zu Prophetinnen aufgeblickt hat. Geradezu eine treibende Kraft in dieser Entwicklung waren die Beginnen: Frauen, die sich aus dem festen mittelalterlichen Familienverbande gelöst und zu gemeinsamer Arbeit und Andacht genossenschaftlich zusammengeschlossen haben. Erst nach dem Muster dieser Arbeitsgenossenschaften religiös erweckter Frauen, die als ein erster Versuch zur Lösung der Frauenfrage anzusehen sind, haben sich ähnliche Männerbünde, die Genossenschaften der arbeitenden Begarden gebildet. Die Beginnenhäuser überall in den Städten waren Pflegstätten der gottesfreundlichen Frömmigkeit. Nicht eher konnte sich die Kirche in dem Kampfe um die Religion den Sieg zuschreiben, als bis sie diese Organisationen der selbständigen Frauen mit Stumpf und Stil vernichtet hatte.

Nur die Gemeinschaft verwandten religiösen Emp-

findens schließt den vielgenannten Kreis der Gottesfreunde zusammen: Männer und Frauen aller Stände und Berufe, in der Kirche Stehende zumeist, aber auch solche, die es mit einer Sekte halten. Ihre Gruppen entbehren jeder festen Organisation, stehen aber auf weithin mit den Gesinnungsgenossen in Verbindung und Austausch. Hier geht der Priester mit dem Waldenserapostel, der seßhafte Bürger mit dem fahrenden Begarden Hand in Hand. Der Unterschied zwischen Kleriker und Laien hat seine Geltung verloren, nur die religiöse Persönlichkeit, nicht das Amt befähigt in diesen Kreisen zur Führerschaft. Auch Priester verschmähen es nicht, sich der geistlichen Leitung eines geförderten Laien zu unterstellen, sich ihm „an Gottes Statt zu grunde zu lassen“ – eine Schändung der Kaste, die die Kirche, sobald sie wieder das Heft in die Hand bekommen hatte, mit der Einäscherung beider schuldiger Teile ahndete.

Das Gottesreich rein von unten her, von der einzelnen Seele aus aufzubauen, das ist der leitende Gedanke dieser Frömmigkeit. Die Religion soll ganz nur fließendes Leben sein der in Gott gewurzelten Persönlichkeit und von Seele zu Seele fortgewirkt werden, ohne daß unpersönliche, von Personen nur gehandhabte Mächte dazwischen treten. Zu allem, was die Kirche als Institution begründet, zur regulierten Kulthandlung, zum geistlichen Amt, zum Sakrament, zum Dogma, zu allem, was in der Kirche den Charakter einer rechtsverbindlichen Norm angenommen hat, stehen sie in innerlicher Widersetzung. Nicht daß sie die Kirche bekämpfen: aber es ist ihr Bestreben, sie überflüssig zu machen. Der Kultus soll persönlicher Seelenpflege, die gläubige Hinnahme festgelegter Lehrsätze der eigenen religiösen Erfahrung, Lebensausrichtung nach formulierten Gesetzen der freien Sittlichkeit des Vergotteten weichen. Nur ein erzieherischer Wert kann den Ordnungen und Weisen zugestanden werden. Himmel und Hölle als jenseitige Orte des Lohnes und der Strafe, eine Vorstellungsweise, auf die der Kirchenbetrieb ausschließlich eingestellt war, werden aus dem Bezirk der Religion hinausgewiesen. Viel-



leicht daß man damit in sonst hoffnungslosen Fällen die Bestie im Menschen von verheerenden Ausbrüchen abhalten mag: die Lösung aus dieser Motivation ist jedenfalls die Vorbedingung jedes sittlichen und religiösen Aufstiegs. Denn Knechtsgesinnung verträgt sich nicht mit der Freiheit der Kinder Gottes. Und das Pietätsverhältnis des Kindes ist nicht einmal die letzte Stufe, bei der der rechte Gottesfreund stehen bleiben dürfte: er soll fortschreiten zur Wesensvereinigung mit Gott, zur Vergottung. So erscheint denn auch aller Zwang in Glaubenssachen ihnen als ein Verbrechen an dem Göttlichen im Menschen, als eine Entwürdigung Gottes, und sie bestreiten der Kirche jedes Recht dazu: Gott klagt und müht sich wohl um uns, aber „Gott zwingt niemand mit Gewalt“.

Nicht eine Zwangsanstalt, in die man durch den Zufall der Geburt hineingeworfen und von der man mit Gewalt festgehalten wird, nicht das hierarchische Institut der Papstkirche, sondern die stille Gemeinschaft derer, die das Reich Gottes bauen, die Jesus Christus begründet hat, als er zuerst das Ideal des Gottmenschen, des Christus vorlebte, und die fortbestanden hat all die Zeit über in steter Not und Verfolgung – verfolgt von denen, die sich nach seinem Namen nennen: das ist die „heilige Kirche“, zu der die Gottesfreunde sich bekennen. Und wenn die Gottesfreunde auch im entstellten Abbild jenes Urbild getreulich weiterehren wollen, auf Hoffnung hin: zu jener Leidensgemeinschaft der wahren Nachfolger Christi bekennen alle die Sektierer einer christusförmigen Religiosität sich auch.

Wenn eine sittliche Lebensgemeinschaft, die durch Generationen hin sich emporbaut, von allen diesen Gruppen als ein Erfordernis der Religion anerkannt wird, so tritt nunmehr eine neue Erscheinung auf den Plan, eine, die in solcher Vollendung das Mittelalter bisher nicht gekannt hatte: die völlig losgebundene, geschichtlose Individualität, das souveräne Ich, das nur sich, und auch von sich nur den Moment der Gegenwart gelten lässt – wie sie mit Stolz

sich nennen: die freien Geister.

Die Religionsfreiheit dieser Epoche kam besonders einer viel verfolgten Klasse zu gute, den fahrenden Begarden. Die überschießende Materie gleichsam, die in die Genossenschaftsbildungen der arbeitenden Beginnen und Begarden nicht mit eingegangen war: lose Leute, denen die vorhandene Gesellschaft nicht Raum bot, auf ihre Fassung selig zu werden. „Loszulassen allen Halt der Kreatur und sich allein Gott zu überlassen“, ist ihnen oberstes Gesetz. Pilger von Beruf, die auf Erden nicht Ziel noch Stätte haben! Um sich nicht an die Außenwelt zu verhaften, verschmähen sie Eigentum und geregelte Arbeit; auf ihren unstäten Wanderungen leben sie von der Gelegenheit oder vom Bettel, von den Mönchen als lästige Konkurrenten darob aufs beste gehaßt. Zweifellos waren starke persönliche und religiöse Kräfte hier wirksam, ein Sinn, der das eine, das not ist, nun auch als einziges festhalten will und alles übrige als Ablenkung ins Nebensächliche von sich schüttelt. Sie sind die Kyniker des Mittelalters oder, da es wesentlich ihr religiöser Drang ist, der sie in die Ungesellschaft hinaustreibt, die abendländischen Derwische. Auch bei ihnen steigert die religiöse Inbrunst sich vielfach bis zu ekstatischen Zuständen. Zu einer allzeit wohltemperierten Kirchenfrömmigkeit steht ihre hochgespannte Religiosität in natürlichem Gegensatz. Ihren Gott tragen sie in sich: eine Heilsvermittlung, wie die Kirche sie anbietet, erscheint ihnen als Verumständlichung, ja Hemmung. Gegen die Ansprüche einer pfahlbürgerlichen Moral lehnen sie sich so schon auf, vollends, wenn sie im Namen der Religion vorgebracht werden! Gegen einen Christus, der zum Grundpfeiler der bürgerlichen Ordnung gemacht worden ist, spielen sie, mit Bibelstellen wohl gerüstet, ihren Christus aus: den „Fürsten der Bettler“, den großen Heimatlosen.

In diesem beweglichen Element mußte jede religiöse Neuerung aufs beste gedeihen, jeder kühne Gedanke, jedes treffsichere Wort wurde von ihnen aufgegriffen und in die Weite getragen. Sie hatten den Re-

sonanzboden abgegeben, durch den, was Eckehart in Köln predigte, fortklang bis Prag oder Gent. Das war auch die Stätte, wo der freie Geist zum Durchbruch kam. Hier waren die Leute, die aus ihrem eigenen Lebenszustande das Prinzip der absoluten Individualität schöpfen konnten und die nötige innerliche Losgebundenheit besaßen und Muße und Geist genug, um es bis in seine äußersten Konsequenzen zu entwickeln. Für Stirner und Nietzsche haben diese Philosophen der Landstraße in der Hauptsache kaum etwas übrig gelassen. Auch sie denken in Blitzen und verstehen die Kunst, Sätze zu schmieden, die wie Stilette trafen; ihre „behenden Worte“ waren berüchtigt. Auch sie lassen ihre neue Ethik gipfeln in einer Lehre vom Übermenschen, der es an Schwung und Größe wahrlich nicht fehlt: Das souveräne, durchaus punktuelle Ich, der machtvoll ganz auf sich gestellte Mensch, den keine Vergangenheit und keine Zukunft, keine Zwecke und kein Gewissen bindet, den kein Leid, nicht eigenes noch fremdes, mehr rührt, das ist der Gottmensch, der wahre Christus. Dieser ethischen Punctualität entspricht der Weg zum Ideal: nicht sittliche Arbeit, die mühsam Stein um Stein die Pyramide der Persönlichkeit emporspitzt, nicht ehrfürchtiges Harren, das sehnsüchtige Wurzeln in die Tiefe streckt, ob nicht die Wasser des Lebens endlich quellen wollen; hier heißt es einfach: wage nur dich zu erdreisten, versteh und ergreife! Der Gott ist jederzeit fix und fertig in dir da, du bind ihn nur los: die radikale Verneinung, sie macht den Gott in uns frei! Eine Konstruktion der Weltgeschichte brachten sie auch gleich mit, die sie sich auf den Leib geschnitten hatten: Erst war das Reich des Vaters, die Zeit des Alten Testaments; damals galt es noch Order parieren, es war eine Zeit der Knechtschaft. Mit Christus kam das Reich des Sohnes, das Zeitalter der Liebe – schon annehmbarer, aber doch noch recht unbequem. Folgt darum mit geschichtsphilosophischer Notwendigkeit eine dritte und letzte Epoche: das Reich des Geistes, das Zeitalter der Freiheit. Die kompakte Masse der Kirchenchristen gehört immer noch ins Alte Testament; den Gottesfreunden waren sie so freundlich die zweite Stufe zuzuweisen; der Beginn des neuen Zeitalters

aber, die Blüte der Weltgeschichte: das sind wir!

Einzelnen oder gesellt durchzogen die freien Geister das Land und forderten durch spitze Reden die Vertreter des alten Glaubens zum öffentlichen Wortgefecht heraus. Und der geübten Zunge und dem lachenden Hohne dieser Unbedürftigen, deren mancher schon ein Kleid für eine bedauerliche Entstellung seiner Paradiesesreinheit ansah, erlag die Weltgeistlichkeit hilflos. Die verstand sich wohl darauf, gegen einen guten Zins dem Volke die Hölle einzuheizen und in der Messe auf die gelernte Weise den Himmelsgott in die Hostie zu zaubern: vor dieser präsenten Göttlichkeit stand sie sprachlos! Man rief wohl, wo die Spötter es zu arg trieben, berühmte Doktoren von weit her zu Hilfe, die namens der heiligen Christenheit in schwerer scholastischer Rüstung in die Schranken traten; aber jene eleganten Florettfechter wußten auch ihnen so zuzusetzen, daß sie bald aufsteckten. Wutausbrüche widerlegten nicht, Kirchenflüche zogen nicht mehr, an den Leib durfte man des Kaisers lieben Freunden nicht, Liegenschaften oder Fahrhabe, woran eine wohlmeinende lokale Obrigkeit sie hätte zwacken können, hatten sie nicht, und wenn ihnen der Boden zu heiß wurde, waren sie auch schnell davon: ja, es waren böse, gottlose Zeiten für die Kirche, nun sie nur mit dem geistlichen Arm sich eines solchen Gegners erwehren sollte. Sie kam in eine Lage, daß es selbst das gute Herz der Gottesfreunde zu erbarmen anging. – Von diesen fortgesetzten Niederlagen hat sich in der Geistlichkeit ein Haß aufgespeichert, der später, als in der hohen Politik sich das Blatt gewendet hatte, zu furchtbarem Ausbruch kam. Dem „Begarden“, dessen man habhaft wurde, war der Flammentod gewiß. Als gedächte man den Geist auszutilgen, indem man seine Materie in die Lüfte jagte! Ein dem Tode geweihter Begarde hat damals dem freien Geiste einen würdigen Epilog gesprochen. Als man ihn anwies, den Scheiterhaufen zu besteigen, gab er seinen priesterlichen Henkern ironisch zurück: „Ich sehe soviel Holz nicht, womit man mich verbrennen könnte!“ In der Tat! man hat ihn nicht verbrennen können. –